

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Barackenleben**

**Hesekiel, Ludovica**

**Berlin, 1872**

I. Wie wir oben ankamen

[urn:nbn:de:bsz:31-78954](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-78954)

## I.

### Wie wir oben ankamen.

Sie waren vorbei, jene unvergeßlichen Juli-Tage, in denen die alte Preußen-Treue so mächtig aufgelebt war, daß sie Alles mit sich fortriß, soweit deutsches Wort erklang und deutsch gebetet wurde für die große Sache, die nicht mehr allein Preußen, die ganz Deutschland anging. Sie ist noch zu frisch und lebendig in Aller Erinnerung, jene wunderbar gewaltige Zeit, als daß es nöthig wäre, sie zu schildern. Der König war seinem treuen Heere nachgezogen, die Siegesbotschaften von Wörth und Weißenburg flogen durch ganz Deutschland, alle Augen waren auf den Kriegsschauplatz gerichtet, alle Gedanken weilten dort draußen, die Herzen schlugen höher, aber auch banger, denn der erste Sieg mußte auch die ersten Verluste bringen; neben die Arbeit auf dem Felde der Ehre mußte die Arbeit in den Lazarethten treten. Man hatte diesen Fall vorgesehen, überall waren die Lazarethte schon eingerichtet, in allen Städten und Dörfern arbeiteten

Frauen und Mädchen an den zahllosen Gegenständen, die zum Verbande nöthig sind; Officiere, die vor Jahren schon den Abschied genommen, meldeten sich als Lazareth-Commandanten, Aerzte wurden gerufen oder kamen freiwillig, Diakonissen und Krankenwärter im Voraus angestellt, Frauen aus allen Ständen erklärten sich bereit als Helferinnen einzutreten. Das Centrum all' dieser Bestrebungen war Berlin, die Casernen wurden in Lazareth verwandelt — aber noch war es nicht so weit.

Eine fieberhafte Aufregung hatte sich der Frauenwelt in der Hauptstadt bemächtigt, die großen Frauen-Vereine, die sonst für Arme und Kranke arbeiteten, widmeten ihre ganze Kraft dem Heere. Wochenlang waren Hunderte, nein Tausende, von Frauen in den großen Räumen der Ingenieur-Schule, des Central-Depots, der Markthalle und der Ministerien von Morgens bis Abends mit Anfertigen von Verbandzeug, Zuschneiden von Hemden und Jacken u. dgl. beschäftigt. Und eine schwere, mühselige Arbeit war's! Tag für Tag in alter oder auch in neuer Leinwand herumkramen, Charpie zupfen, Hemden zuschneiden, es ist eine langweilige, geisttödtende Beschäftigung für Solche, die gewohnt sind ihr Interesse von anderen Dingen gefesselt zu sehen. Gerade durch ihr ewiges Einerlei, ihre trostlose Eintönigkeit wurde die Arbeit in den Depots

zu einer wirklichen Aufopferung. Viele, viele der dort Arbeitenden haben zuweilen leise geseufzt, aber der Gedanke an König und Vaterland, an das Heer, in dem Männer, Väter und Brüder dienten, ließ sie treu ausharren in einer Thätigkeit, die anscheinend unscheinbar, in That und Wahrheit aber höchst nothwendig, also recht weiblich war. Anfänglich war die Zahl der in den Depots arbeitenden Damen eine sehr große, sie verminderte sich, als die Lazarethe sich füllten; auch wir sahen den Tag näher kommen, der uns der Bestimmung entgegen führte, die wir uns zu Anfang des Krieges erbeten hatten. Schon in den Juli-Tagen hieß es: „Das Kgl. Kriegs-Ministerium wird ein Baracken-Lazareth errichten!“ und in diesem Baracken-Lazareth sollten wir den grauen Schwestern, denen die eigentliche Pflege anvertraut war, als helfende Damen zur Seite stehen.

Ich gestehe ehrlich, daß ich keine Ahnung davon hatte, was ein Baracken-Lazareth sei, als in der ersten Conferenz Frau von R., die Vorsteherin der freiwilligen Krankenpflege für das von uns zu übernehmende Lazareth, über unsere Eintheilung sprach und uns unsere Instruction vorlas; es kümmerte mich auch nicht weiter, Frau von R. hatte mir gesagt, es sei Arbeit genug für mich in den Baracken, das Uebrige mußte sich ja finden.

gens erregten die Baracken von vornherein eine große Theilnahme im Volk sowohl wie in der Gesellschaft, überall wurde davon gesprochen, vielfach die Köpfe geschüttelt, denn es war etwas Neues bei uns, Kranke und Blessirte in hölzerne luftige Gebäude zu legen und durch fortwährende Ventilation dem Krebschaden aller Lazarethe, der Verpestung der Luft und ihren bösen Folgen, dadurch vorzubeugen. Es gab zwei große Parteien in der Stadt, die Eine war dafür, die Andere dagegen. „Ja, wenn wir im Süden wären“, hieß es vielfach, „aber wir gehen dem Herbst entgegen, Sturm und Regen werden die Leute umbringen.“ Selbst die Aerzte waren getheilter Meinung.

In drei Wochen sollte der Bau, dessen Plan vor uns lag, beendet sein, wir dann Alles für den Empfang Verwundeter einrichten und dann unser Werk beginnen. Wir sehnten den Tag herbei, es verlangte uns nach einer wirklichen Thätigkeit im Dienst des Vaterlandes, dazu kam eine leise Neugierde, was es denn eigentlich sein möge um diese vielbesprochenen Baracken.

Endlich erging der Ruf an uns.

An einem trüben August-Morgen fuhren die pflegenden Damen zum ersten Mal in dem gemeinschaftlichen Omnibus, der seitdem mit uns so oft denselben Weg gemacht hat, zum ehemaligen Hallischen Thor hinaus.

Ganz eigene Gefühle zogen durch unsre Seelen; auf dem Belle-Alliance-Platz die Victoria stand so siegesstolz im Morgenlicht, sie durfte auch stolz sein, brachte doch jeder Tag fast eine neue Siegestunde. Aber auch der Ernst des Krieges machte sich schon fühlbar, Einzelne meiner Gefährtinnen trugen bereits damals Trauerkleider. Einen seltsamen Eindruck gewährte die Caserne des 1sten Garde- Dragoner-Regiments, an der wir vorbei mußten, sie stand leer — unsere „Himmelblauen“ waren ja in Frankreich und pflückten reiche Lorbeeren. Beim Anblick der beiden kleinen Knaben, die mit der Schulmappe auf dem Rücken, die himmelblauen Dragonermützen mit dem rothen Streifen auf den zarten Stirnen, Hand in Hand zur Schule gingen und uns seitdem jeden Morgen dicht bei der Caserne begegneten, wurden unsere Augen feucht; ihr Vater hatte auch zu den „Himmelblauen“ gehört, bei Mars la Tour hatte ihn die tödtliche Kugel getroffen, mit ihm war der einzige Bruder seiner Gemahlin gefallen. Die beiden kleinen Söhne des Grafen W. waren unsern Augen ent- schwunden, langsam fuhren wir jetzt den „Kreuzberg“ hinan. Rechts und links lagen einzelne Villen, in dem sehr gewagten, aber nicht immer geschmackvollen Styl unserer Tage, endlich bogen wir um eine Ecke, auf einem entsetzlich schlechten Wege ging es vorwärts. Uns zur

Rechten lag das wunderbar schöne gothische Denkmal, das Friedrich Wilhelm III. dem Andenken seiner Getreuen geweiht hat. Am Denkmal eines großen Krieges fuhren wir vorbei, um den Opfern eines andern, nicht minder großen und heiligen, Hülfe zu bringen. Und da lag denn auch unser Ziel vor uns.

Eine hölzerne Stadt hatten sie mit märchenhafter Geschwindigkeit aufgebaut auf dem weiten sandigen Terrain zwischen dem uralten Tempelhof mit seiner kleinen Kirche, die die älteste ist in Brandenburgischen Landen und an der noch das Tempelkreuz zu sehen ist, zum Zeichen, das der Ort und die Kirche einst Eigenthum jenes mächtigen Ordens.

Wunderlich genug sahen diese hölzernen Häuser aus, die wie empor gewachsen schienen aus dem Boden, darauf sonst die Garnison von Berlin ihre Uebungen und Manövers hielt. Wirklich tauchten auf der andern Seite weiße Gestalten hoch zu Roß auf, es waren aber keine Berliner, sondern pommerische Guirassiere, die damals auf dem Durchmarsch in Berlin lagen und hier oben manövirten. Die tiefe Stille, die auf der Landschaft lag, unterbrach zuweilen das schwache Echo eines Kanonenschusses, der aus weiter Ferne herkam und Artillerie-Übungen ankündigte. Wir hatten das Alle in Friedens-

zeiten oft gehört und gesehen, im Kriege aber achtet man mehr noch darauf, und es war mir immer, als müßten die alten Kiefern, die, am Rande des Horizonts auftauchend, die „Hafenhaide“ abgrenzten und über denen der ihnen eigene graue Duft schwebte, sich in Bewegung setzen und nach dem Trompeten-Signal, das eben herüber tönte, gerade auf uns los marschiren.

Aber die Kiefern kamen nicht und wir fuhren mitten hinein in die hölzerne Stadt. Ganz fertig war der Bau derselben doch noch nicht, denn überall wurde geklopft, gehämmert, gesägt, geschrien, so daß eigentlich ein Höllenlärm herrschte. Zunächst betrachteten wir natürlich die Baracken selbst. Fünfzehn hölzerne Häuser mit schrägem Dach, auf jeder Seite einer Reihe Fenster und zwei sich gegenüberliegenden Thüren, bildeten ein Dreieck, die offene Seite desselben wurde von drei Gebäuden eingenommen, deren Fronten parallel mit einander liefen; es waren das Verwaltungsgebäude, die Wirthschaftsräume und der Operationsaal mit der Apotheke. — Diesen fünfzehn Baracken gegenüber lag ein ebensolches Dreieck, dahinter ein drittes, es waren die Complexe, welche die Stadt Berlin und der große Hilfs-Verein zum Besten Verwundeter hatte errichten lassen. Wir hatten nur mit den ersten fünfzehn zu thun und besichtigten die einzelnen Baracken. Sie waren sich alle

gleich. Durch die vordere Thür trat man in einen kleinen Flur, rechts von demselben lag zunächst eine etwas enge Küche, die aber mit Gas und Wasserleitung versehen war. Die Röhren der Letzteren liefen unmittelbar in den nächsten Raum, der zum Badezimmer bestimmt war. Auf der linken Seite lag die Montirungskammer und ein helles, kleines Zimmer, das der pflegenden Dame zum Aufenthalt und zum Depot für Wein, Wäsche und alle die kleinen Vorräthe dienen sollte, die im Laufe des Tages nothwendig sein würden. Ein Vorhang aus Leinwand oder Segeltuch schloß diesen Flur von dem eigentlichen Krankensaal ab, in dem auf jeder Seite, unmittelbar unter den Fenstern, fünfzehn eiserne Feldbettstellen standen. Zwischen je zwei Betten war hinreichend Raum für ein Nachttischchen, und in der Mitte des Saales blieb ein ziemlich breiter Gang frei. Erhellte wurde der Raum durch Gas, mit dessen Anbringung man in den meisten Baracken noch beschäftigt war.

Nun wußten wir doch von ungefähr, was man sich bei dem Worte Baracke zu denken hatte, und wollten nun an die Arbeit des Einrichtens und Auspackens gehen, denn die großen Meubles-Wagen mit dem Küchengeräth, den Kisten voll Wäsche, den hundert und tausend Dingen, die für die Einrichtung eines Lazareths nothwendig sind, waren uns auf dem Fuße gefolgt.

Leider ging es damit nicht so schnell, wie wir gehofft hatten; am wenigstens störte es uns, daß Einzelne von uns sich ganz fremd waren, wir hatten gerade an jenem ersten Tage Zeit genug uns kennen zu lernen, denn in jedem Raum, in den wir traten, waren Handwerker beschäftigt und wir mußten sie erst ihre Arbeit beenden lassen. Endlich, endlich konnte man in den Wirthschafts- und Verwaltungsgebäuden, in denen unser Wäsche-Depot lag, mit der Einrichtung beginnen. Zimmer- und Bauleute, Gas- und Wasserleitungs-Arbeiter schlugen mit ihren Hämmern den Tact dazu.

Es war aber doch ein rühriges, lustiges Treiben; die Damen richteten sich mit den Meubles, die sie von Haus mitgebracht hatten, ihre kleinen Depots ein, in der Küche wurden Nägel eingeschlagen, Küchengeräth aufgestellt, und wir malten uns aus, wie hübsch es sein würde, wenn erst unter den großen Kesseln das Feuer brenne und die Köchin mit ihren Küchenmägden unter unserer Leitung hier kochen würde. Gegen Abend saßen wir todtmüde miteinander auf einer hölzernen Bank in der Küche und Eine schaute der Anderen besorgt ins Gesicht, während draußen der Regen in schweren Tropfen niederfiel. „Wir werden uns müssen ein paar Extra-Beine anschaffen“, bemerkte eine der Damen, „die Entfernung der Baracken

von den Küchen- und Verwaltungs-Räumen, aus denen wir Alles holen sollen, was für unsere Kranken nöthig ist, ist weit und die etwaigen Wärter wird man auch nicht immer schicken mögen.“

„Die ganze Herrlichkeit wird nicht lange dauern“, bemerkte eine Andere, „wenn das Regenwetter anhält, sind ja die Wege grundlos.“ „Es werden Bretter von einer Baracke zur andern gelegt,“ meinte eine dritte, „oder vielleicht baut man einen verdeckten Gang wie in Amerika.“

Dies Letztere wollte keine von uns glauben, indessen wir hatten uns freiwillig entschlossen, hierher zu kommen und hatten auch guten Muth, obwohl uns gleich am ersten Tage die Schwierigkeiten des Ganzen in die Augen fielen.

„Wenn's friert, müssen wir einpacken,“ meinte eine Dame, denn ohne Wasser und Gas, wie sollen wir kochen, und ich habe mir sagen lassen, Beides fröre bei 2 Grad Kälte ein.“ — Wir haben nachher bei 23 Grad Kälte oben gekocht, freilich unter Mühsal und Beschwerden.

„Gewiß,“ bemerkte ich, „und denken Sie sich einmal dem ganzen Platz voll Schnee, dann ist es doch eine Unmöglichkeit hier oben auszuhalten.“ Als später der Schnee fußhoch lag und sich doch ein Weg fand, bin ich vielfach mit jenem Wort geneckt worden. Uebrigens wars uns damals auch nicht so ernst mit dem nicht aus-

halten, im Gegentheil, als wir erst so nothdürftig fertig waren mit unserer Einrichtung, war unser höchster Wunsch, es möchten bald Pfleglinge für uns eintreffen, damit wir an unsere eigentliche Arbeit gehen könnten.

Seltamerweise wurden wir von vielen Seiten mit Mißtrauen empfangen; die weibliche Krankenpflege hatte auch zu Anfang dieses Krieges viele Gegner, nirgends aber mehr als im Volke, namentlich da, wo vornehme Damen an ihr Theil hatten. Deshalb richteten sich von vornherein viel mißtrauische Blicke auf unser Baracken-Lazareth, das kurzweg das „Gräfinnen-Lazareth“ hieß, weil allerdings außer einer ganzen Anzahl bürgerlicher Damen zufällig auch fünf Gräfinnen in demselben pflegten. An jenem ersten Tage nun, als wir müde und hungrig auf unserer Bank saßen, fanden wir endlich einen Augenblick Zeit, ein Stückchen Butterbrod zu uns zu nehmen, was zwei vor den Fenstern des Küchengebäudes vorübergehende Frauen zu der Bemerkung veranlaßte: „Da sieht man's, wozu die Vornehmen herkommen, zum essen und trinken.“ Wir haben ihnen ein schallendes Gelächter nachgeschickt, was sie sicher noch mehr erbittert hat, aber es wäre uns unmöglich gewesen, ernsthaft zu bleiben. Die fortwährende Gegenwart müßiger Zuschauer, die ungehindert Zugang hatten, da der Zaun, welcher die Baracken abschloß

solte, noch nicht ganz fertig war, gehörte auch zu den Unnehmlichkeiten jener ersten Tage.

Die Anklage über Essen und Trinken hatten wir kaum verwunden, und zwei oder drei von uns standen eben in der Küchentür, um sich nach einer Fahrgelegenheit umzusehen, die uns bei dem immer heftiger werdenden Regen nach Hause brachte, da wir den Omnibus hatten zurückfahren lassen um doch etwas fertig zu machen, als eine Frau auf uns zutrat, sich als freiwillige Krankenpflegerin anbot und jeden Platz ausfüllen wollte, „nur keinen, bei dem man herumsteht,“ setzte sie mit einem giftigen Seitenblick auf uns hinzu. Wir haben ihr keinen Platz angeboten und über ihre Schulter hinweg rief sie einem Manne der ihr entgegen kam, zu: „Sie wollen mich nicht, ich konnte es mir denken, sie können hier nur Gräfinnen gebrauchen.“ Inzwischen hatten wir wirklich eine Fahrgelegenheit erhalten, einer von unseren Meubles-Wagen fuhr leer zurück und nahm uns bis zum nächsten Droschkenhalteplatz mit.

Grau und unfreundlich lag der Himmel über dem Kreuzberge, hinter dem die hölzerne Stadt unseren Blicken entschwunden war, aber wir hatten doch frischen Muth, und der hat uns eigentlich nie verlassen, so lange wir dort oben wirkten.